

ERLESENES VON GEORG RUPPELT

Von Zeitungsenten und Druckfehlerteufeln

Ein komischer Vogel schwimmt seit über vier Jahrhunderten auf den unübersehbaren Gewässern der Presse. Als Geburtsdatum der Zeitung wird das Jahr 1605 angesehen, weil in diesem Jahr in Straßburg die so genannte „Relation“ zum ersten Mal erschien. Von dieser ersten Zeitung ist allerdings nur wenig und das aus späteren Jahren überliefert. Die beiden ersten Jahrgänge der zweitältesten Zeitung der Geschichte aber liegen vollständig erhalten als weltweit einzige Exemplare in den Tresoren der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek zu Hannover. Es ist der „Aviso“, der seit 1609 in Wolfenbüttel gedruckt wurde. Wer den ersten Jahrgang des Aviso aufmerksam liest, wird mit einiger Sicherheit auch dem erwähnten komischen Vogel begegnen, nämlich der Zeitungsenten. Das heißt, er liest eine Nachricht, die nicht den Tatsachen entspricht. Die Zeitungsenten wird in gutem Glauben als wahre Nachricht oder aber als absichtliche Falschmeldung zu Presse gelassen. Gewiss ist, dass schon im umfangreichen Nachrichtenpool dieser ältesten erhaltenen Zeitung Enten der besagten Art schwimmen, denn Irrtümer und Fehler sind verlässliche Gefährten allen menschlichen Denkens und Handelns.

Herkunft

Warum aber wurde dieses sympathische Flug-, Watschel-, Schwimm- und Tauchtier nun ausgerechnet ein Symbol für eine doch einigermaßen fragwürdige Angelegenheit? Die Antwort ist: Man weiß es nicht. Oder: Man weiß es nicht genau. Jedenfalls sind die Deutungsversuche vielfältig und interessant und entsprechen damit der Vielfalt und Schönheit dieser netten Vögel. Hier seien drei von ihnen vorgestellt, wobei allerdings die Gefahr besteht, dass sie selbst zur besagten Vogelart gehören.

Im Deutschen glaubt man, die Verbindung von Falschmeldung und Vogel bereits im Anfang des 16. Jahrhunderts finden zu können. Martin Luther (1483–1546) und Thomas Murner (1475–1548) verurteilten damals diejenigen, die von „blauen Enten predigten“ oder auch von „Hühnermilch“ – dies sei alles Schwindel, alles Lüge. Ebenso einleuchtend ist die Herleitung aus dem fran-

zösischen *canard* – Ente. Bereits im 18. Jahrhundert ist die Redewendung *donner des canards* – jemandem etwas vorlügen nachweisbar. Manche führen die französische Redewendung auf zahlreiche lügenhafte Anekdoten über die Ente zurück; ihr wird überdies ein wenig sorgfältiges Brutverhalten nachgesagt. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts besitzt *canard* die zusätzliche Bedeutung von Falschmeldung. Erinnerung sei in dem Zusammenhang an die berühmte 1915 gegründete satirische Zeitschrift *Le canard enchaîné*.

Dem b.i.t.online-Autor gefällt folgende Herleitung am besten: Eine einkommende Nachricht versah der Journalist oder Redakteur im Zeitungswesen früherer Jahrhunderte mit einem *t*, was bedeutete und unter Umständen auch für die Zensur wichtig war, dass die Nachricht beglaubigt sei – *t* stand dabei für *testatum* oder im Englischen für *testified*. War die Nachricht nicht beglaubigt, so schrieb der Redakteur *nt* – *non testatum*, *not testified*. Und auf diese Weise könnte die deutsche ZeitungsNTE aus dem Ei gekrochen sein. Unser Schnabeltier schwimmt aber nicht nur auf den Gewässern der Presse, in vielfältiger Gestalt und in großer Anzahl ist es auf allen Text-, Ton-, Bild- oder sonstigen Kommunikationskanälen zu Hause.

Apropos Kanal! Weil die italienischen Astronomen Angelo Secchi (1818–1878) und Giacomo Schiaparelli (1835–1910) im 19. Jahrhundert Rinnen und Furchen auf dem Mars entdeckten und sie als Kanäle bezeichneten, also von intelligenten Wesen künstlich hergestellte Wasserstraßen, wurde geradezu eine Mars-Hysterie ausgelöst, die u.a. ihren Niederschlag in einer langlebigen literarischen Gattung fand, der Science Fiction (z.B. Herbert George Wells' „The war of the worlds“ oder Kurd Laßwitz' „Auf zwei Planeten“; man denke auch an die kleinen grünen Männchen etc.).

Apropos Mars! Die Übertragung eines Hörspiels von Orson Welles nach dem Roman von H. G. Wells löste im Oktober 1938 in den USA eine Massenhysterie aus, weil die Menschen das Hörspiel als tatsächliche Reportage aufnahmen und in Panik vor den „Mars-Invasoren“ flüchteten.

Apropos Fiktion! 1970 wurde der Fernsehfilm „Das Millionenspiel“ im westdeutschen Fernsehen ausgestrahlt, in dem es um eine angebliche TV-Show geht, in der ein Kandidat vor Auftragskillern flüchten muss. Die fiktiven Zuschauer wurden aufgefordert, telefonisch die Jäger oder den Gejagten zu unterstützen. Die auf Authentizität getrimmte Show mit gestellten Außenaufnahmen und geschickt eingestreuten „Dokumenten“ sah so echt aus, dass manche Fernsehzuschauer und -zuschauerinnen bei der Erstausstrahlung am 18. Oktober 1970 dachten, sie sähen eine reale Menschenjagd. Obwohl Empörung überwog, riefen manche Leute die Telefonnummer der ARD an und wollten sich als Kandidaten in der Rolle des Gejagten oder auch als Jäger anmelden.

Diese medialen Fiktionen, die zumindest von der Wirkung her einen gewissen Entencharakter besitzen, waren seinerzeit rasch als solche erkannt worden und damit relativ kurzlebig. Einige andere Enten sind hingegen nicht umzubringen, wie etwa die Mär vom hochgradig eisenhaltigen Spinat oder vom Autobahn-Erfinder Hitler. Und wie soll man Bücher nennen, die nie erschienen sind, aber dennoch in Bibliographien aufgeführt wurden und sich über Jahrzehnte als Titel in Literaturverzeichnissen wissenschaftlicher Arbeiten hielten und halten? Man kennt dergleichen seit dem 17. Jahrhundert. Sind das Überenten?

Die meschuggene Ente oder des Fehlerteufels Scherze

Taten des Druckfehlerteufels, Stilblüten und Verballhornungen sind in einem Buch des Buchhändlers, Bibliotheksassistenten und Redakteurs der Lustigen Blätter und freien Schriftstellers Felix Schloemp (1880–1916) gesammelt. 1909 erschien sein Buch „Die meschuggene Ente oder des Fehlerteufels Scherze“. 2007 publizierte der Georg Olms Verlag einen Neudruck der Ausgabe von 1909, und zwar einen Druck in Antiqua, da der Verlag zu Recht davon ausging, dass die ursprüngliche Fassung in Fraktur, also in „altdeutscher“ Schrift, im 21. Jahrhundert nur noch von wenigen gelesen werden kann oder gelesen werden will. Die Bezeichnung Verballhornung soll übrigens auf den Lübecker Buchdrucker Johann Balhorn den Jüngeren (†1603) zurückgehen, bei dem 1586 eine von einem Unbekannten fehlerhaft bearbeitete Ausgabe des lübischen Rechts erschien.

Erklärungsbedürftig ist heute vielleicht auch schon das Wort *meschugge*. Es kommt aus dem Hebräischen bzw. Jiddischen und bedeutet verrückt, ausgeflippt, irre, extravagant usw. In früherer Zeit wurde es häufig verwandt, mit sehr verschiedenen positiven wie negativen inhaltlichen Abstufungen. Sein Gebrauch scheint sehr zurückzugehen. Kaum jemand benutzt heute auch noch das Adjektiv „ulkig“, mit dem



*Felix Schloemp:
Die 200 ulkigsten
Enten, die im Blät-
terwalde deut-
scher Zeitungen
unfreiwillig aus-
gebrütet worden
sind. Mit Geleit-
und Nachwort
von Otto Julius
Bierbaum. Hildes-
heim: Olms 2007.
Zuerst erschie-
nen 1909. Um-
schlagentwurf:
Inga Günther,
Hildesheim.*

Schloemp seine Enten bezeichnet. Das Wort stammt aus dem Niederdeutschen, wurde vor allem in der Studentensprache heimisch (eine humoristische Zeitschrift hieß „Ulke“) und meint einen harmlosen Spaß. Schloemp hat als Geleit- und Nachwort-Schreiber einen prominenten Autor seiner Zeit gewonnen, Otto Julius Bierbaum (1865–1910). Sein Werk als Dramatiker und Lyriker ist bis vielleicht auf „Prinz Kuckuck“ heute vergessen. Als Redakteur bzw. Herausgeber der Zeitschriften *Die freie Bühne*, *Pan*, *Die Insel* war sein Einfluss auf das literarische Leben um die vorletzte Jahrhundertwende durchaus beachtlich. Sein Nachwort zur „meschuggenen Ente“ ist ein kleines sprachliches Schmuck-Ei und eine tiefe Verbeugung vor dem Walten des Weltengeistes und seinem Witz. Mit dem Nachdruck der „meschuggenen Ente“ wurde eine der sympathischsten und literarisch wertvollsten Tierarten gewürdigt. Und das ist richtig und wichtig, denn es gibt in diesem Bereich auch eine Anzahl durchaus unsympathischer Tiere. Man denke etwa an den Amtsschimmel, den Kuckuck (des Gerichtsvollziehers), den Lackaffen, den Pleitegeier, den Sündenbock oder gar an den Elefanten im Porzellanladen, die alte Ziege, den Schweinehund und wie sie alle heißen. Mit diesen wollen wir nichts oder nur notgedrungen zu tun haben.

Doch die Presse- oder Zeitungsenten ist uns willkommen, auch ihre Verwandten, die Seeschlange und der Grubenhund. Sie erheitert uns im geistig-kulturellen Leben ebenso, wie ihre schnatternden Schwestern uns in der



Felix Schloemp: *Die 200 ulkigsten Enten, die im Blätterwalde deutscher Zeitungen unfreiwillig ausgebrütet worden sind. Mit Geleit- und Nachwort von Otto Julius Bierbaum. Hildesheim: Olms 2007. Zuerst erschienen 1909. S. 55.*

realen Natur erfreuen. Letzteren wünschen wir, dass sie nicht eines Tages zu den bedrohten Arten gehören mögen. Das Überleben der Ersteren ist gesichert, dafür wird die menschliche Natur sorgen.

Karl-Otto der Blutige – fingierte Lexikoneinträge

Während viele unserer medialen Enten relativ zufällig das Licht der Welt erblicken, gibt es einige, die auf willentliche Zeugung zurückzuführen sind, wobei hier ideologische Propagandameldungen oder Mittel der psychologischen Kriegsführung ausgeklammert seien. Gemeint sind die in Lexika und Wörterbüchern – vermutlich in den meisten – versteckten fingierten Artikel, auch Nihilartikel, U-Boote oder Dummies genannt.

Ihren Ursprung haben diese Beiträge meist in der Absicht der Lexikon- oder Wörterbuchmacher, Plagiatoren dingfest zu machen (Plagiatsfalle) oder aber in einem erfrischenden Sinn für Humor. Letzterem dürfte die wohl bis heute berühmte Steinlaus (*Petrophaga lorioti*) entschlüpft sein – ein Nagetier, das von Lorient 1976 erfunden wurde. Das weit verbreitete medizinische Wörterbuch, der *Psyhyrembel* aus dem Verlag Walter de Gruyter, nahm die Steinlaus-Ente Anfang der 80er Jahre auf. Später tilgte man den Artikel, was zu einem Protest der Nutzer führte,

der wiederum eine erweiterte Neuaufnahme des Beitrages zur Folge hatte.

Einen Coup in Sachen Dummies landete der b.i.t.online-Autor 1992 als Herausgeber des Lexikons der Herzog August Bibliothek, indem er einen „Okerpiraten“ als U-Boot-Artikel in das Lexikon einschmuggelte. Die Oker ist ein Flüsschen, das vom Harz kommend durch Wolfenbüttel fließt. Hier eine kurze Inhaltsangabe des Lexikonartikels (s.a. b.i.t.online 2014):

Karl Otto von Salzdahlum (1704–1799), auch Karl Otto der Blutige genannt, soll laut Lexikonartikel ein illegitimer Sohn Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Pfarrerstochter Anna Crusius gewesen sein. Nachdem er den Beruf des Zimmermanns erlernt hatte, soll er einige Jahre als Schiffer auf der Wolga unterwegs gewesen sein. Wieder zurück in der Heimat, scharte er eine Bande um sich, die er „Die Blutigen von den Okerauen“ nannte. Diese Bande soll zwischen 1735 und 1745 Überfälle auf den Straßen des Fürstentums verübt haben. Obwohl es seiner Bande nie gelang, auch nur ein einziges Schiff auf der Oker zu kapern, soll sich Karl Otto von Salzdahlum zeitlebens selbst als „Pirat“ bezeichnet haben.

Nach seiner Gefangennahme 1746 sollen alle Bandenmitglieder zum Tode verurteilt und bis auf Karl Otto auch hingerichtet worden sein. Karl Otto hingegen sei von seinem herzoglichen Vater begnadigt worden. Zur Strafe wurde er jedoch angekettet in einem Raum der Bibliothek inhaftiert. Während dieser Haft soll Karl Otto das 1.500 Seiten umfassende und heute verschollene Traktat „Petrus als Seeräuber“ verfasst haben.

Später soll Karl Otto von Salzdahlum die Tochter eines Goldschmieds aus Wolfenbüttel geheiratet, mit ihr 14 Kinder gehabt und sich bis zu seinem Tode auf seinem, durch einen Gewinn in der Lotterie erworbenen Gut in Bruchmachtersen theologischen und maritimen Studien gewidmet haben.

Nachdem der Schriftsteller Hardy Crueger den Lexikonartikel gelesen hatte und von dessen Echtheit überzeugt war, verarbeitete er die Lebensgeschichte Karl Ottos von Salzdahlum in seinem 2014 erschienenen Roman „Der Herzog, der Räuber und die Tochter des Goldschmieds“. Erst nach mehreren Monaten stellte er fest, dass der Lexikonartikel reine Fiktion war. Nach dem Erscheinen des Artikels nannte sich ein Bootsverleihunternehmen in Wolfenbüttel „OkerPirat“ (www.OkerPirat.de). |



Dr. Georg Ruppelt

war bis Oktober 2015 Direktor der
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek
www.georgruppelt.de